

Die Herrin über die Hochöfen

Die Fotografin Hilla Becher wird 80 Jahre alt

Eigentlich sei das damals ja peinlich gewesen, was sie und ihr Mann in den Sechzigerjahren gemacht hätten: einfach „rückwärts zu denken“, nämlich einen vergleichenden Ansatz aus dem 19. Jahrhundert zu wählen. „Wunderschöne Vorbilder“ für ihre Bilder von Industriearchitektur hätten sie gefunden bei Naturkundlern wie Charles Darwin und Ernst Haeckel. Das sei ihr eigener Beitrag gewesen zu dem gemeinsamen Werk mit ihrem Mann Bernd, bemerkt Hilla Becher beiläufig. Dann aber übt sie sich sofort wieder in der ihr eigenen Bescheidenheit: Diesen Preis – den Kulturpreis der Sparkassenstiftung Rheinland, mit dem sie soeben in Düsseldorf geehrt wurde – nehme sie doch nur entgegen, „weil ich übrig geblieben bin“. Das trifft es natürlich nicht, denn wäre Bernd Becher nicht vor sieben Jahren gestorben, dann hätten in der vorigen Woche beide Fotografien die mit 30 000 Euro dotierte Auszeichnung erhalten.

Der Sprachgebrauch hat sich derweil geändert, gerühmt werden in den Lobreden nun Hilla und Bernd Becher – ihr Vorname geht jetzt dem ihres Mannes voran. Mit wenigen Sätzen beantwortet Hilla Becher sehr präzis ihr lebenslanges Interesse an allen den Hochöfen, Bunkern und Gasometern. Deren ästhetische Qualitäten seien lange überhaupt nicht wahrgenommen worden, weshalb sich auch für ihren Erhalt lange Zeit niemand eingesetzt habe. „So eindrucksvoll und monumental diese Bauwerke auch sind, sie sind einfach viel weniger bekannt als zum Beispiel der Kirchenbau.“ Das hat sich durch das Werk der Bechers geändert, wie etwa der Fortbestand der Maschinenhalle der Schachtanlage Zollern 2/4 bekundet, eines Jugendstilbaus in Dortmund-Bövinghausen. Heute profitiert das ganze Ruhrgebiet von dem Bewusstseinswandel.

Dann grüßt Hilla Becher ihren Mann im Jenseits, „oben oder unten“, vergnügt, auch wenn ihr ein Wirbelbruch noch immer zu schaffen macht. Ein bisschen bedauert sie Berns Lamento in seinen letzten Jahren, das Lebenswerk sei „nicht fertig geworden“. Wie aber hätte es denn überhaupt fertig werden sollen, fragt sie, angesichts all der Industrieanlagen bis hin zum damaligen „Ostblock“ und Asien. Enzyklopädische Vollständigkeit konnte ihrer Ansicht nach nie ernsthaft das Ziel gewesen sein.

Hilla Wobeser wurde 1934 in Potsdam geboren, sie wuchs in großbürgerlichem Elternhaus auf und hatte nicht, wie ihr Mann, Grafik, Typografie und Malerei studiert – sondern Fotografie. 1957 kam sie nach Düsseldorf und erhielt an der Akademie das Angebot, ein Labor einzurichten. Hier begegnete sie Bernd Becher, der 1976 dort eine wirkungsgeschichtlich einzigartige Professur für Fotografie antrat.

In Düsseldorf war ihrem Werk früh der Weg der Interpretation gewiesen worden. Im Januar 1969 zeigte die Kunsthalle zwei

Ausstellungen, die direkt eigentlich nichts miteinander zu tun hatten – und sich doch wechselseitig kommentierten. Aus dem Gemeentemuseum Den Haag war ein erster Überblick über die Minimal Art in Europa ins Rheinland gekommen, wenige Tage später wurde die Fotoschau „Anonyme Skulpturen. Formvergleiche industrieller Bauten“ mit Aufnahmen der Bechers eröffnet. Die „kalten technoiden Formen“, notierte ein Kunstkritiker, machten die „unwillkürliche Schönheit industrieller Bauten bewusst, die allein nach den Prinzipien statischer Berechnung und ökonomischer Erwägung entstanden sind“. Im Sommer 1990 wurde Hilla und Bernd Becher bei der Biennale in Venedig der Goldene Löwe für ihr „skulpturales“ Oeuvre zugesprochen – das immer im Rahmen der Fotografie geblieben ist.

Aus heutiger Sicht gibt es noch mehr Gemeinsamkeiten zwischen den Industriefotos der Getreidesilos, Schotterwerke und Wassertürme und der Avantgarde der Objektkunst. Beide blendeten die Arbeit, die in jedem Kunstwerk steckt, aus. So muten auch die Werke der amerikanischen Minimal-Künstler anonym an, und nicht zufällig wurden die Becher-Fotografien 1972 bei der Kasseler Documenta 5 in direkten Zusammenhang mit den seriellen und gerasterten Strukturen der Minimal Art und Konzeptkunst gerückt.

Das Verdichtete dieser kristallklaren Fotografie verdankt sich sicherlich einem altmodischen Vertrauen ins Sichtbare. Ohne eine strenge Reduktion der Realität wäre sie aber nicht möglich. Zufälle gibt es in den Bildern nicht. Die Dinge sind nicht heute so, morgen anders, sondern sie sind einfach nur da. Das lässt sie zugleich abstrakt und surreal erscheinen. Es zählt der zeichnerische Kontrast, in dem sich die Gebäude vor neutralem Hintergrund absetzen. Bevor er auf die Fotografie kam, hatte Bernd Becher die sterbenden Zechen im Siegerland ja auch gezeichnet. Dann bemerkte er, dass er den Wettkampf mit der Zeit verlor, und ersetzte den Stift durch die Kamera.

Das Neue, so der Philosoph und Kritiker Boris Groys, verdanke sich in der modernen Kunst weniger der Erfindung als vielmehr der Umwertung. Was gestern noch im Alltag übersehen wurde, geht heute in die Archive, sprich die Museen ein. Diese Umwertung haben Hilla und Bernd Becher vorgeführt. In ihren Bildern offenbaren sich die Industriebauten plötzlich in einer Gotik und einem Barock, einem Klassizismus und Modernismus, der heute wie Fortschrittsnostalgien anmutet. Was sie nicht zeigen, ist das nomadische Künstlerleben im VW-Bus und die Krazelei mit schwerem Gerät im Industriegebiet, auch im fortgeschrittenen Alter. Ein bisschen Urlaub hätte es für Hilla's Geschmack schon sein können, aber da war immer Bernd davor. An diesem Dienstag wird Hilla Becher achtzig Jahre alt.

GEORG IMDAHL



Nüchtern Blick auf die Dinge des Lebens: Die Fotokünstlerin Hilla Becher vor einigen ihrer Werke.

FOTO: HENNING KAISER / DPA

Den Herbststürmen trotzen

Beim Filmfestival von Venedig wird eine Kurzgeschichte von Albert Camus zum Western, Al Pacino darf sich auf Philip Roths „Demütigung“ stürzen – und Peter Bogdanovich kehrt gewaltig zurück

VON SUSAN VAHABZADEH

Wenn ein Herbststurm heulend durch die Straßen fegt, wirken die Villen zwischen Lungomare und Lagune mit ihrem bröckelnden Putz nicht mehr ganz so charmant wie im Sonnenlicht, eher wie Relikte aus vergangener Zeit, denen man eine ordentliche Zentralheizung wünschen würde. Andererseits sind herbstliche Wolkenschübe zu dieser Jahreszeit in Venedig einfach fällig. Außerdem setzt sich der Verfall ja schon ziemlich lange fort, und oft genug hilft schon ein bisschen Farbe, und alles sieht wieder ganz wohnlich aus.

Das Festival ist ein bisschen so wie die Gemäuer, in denen es stattfindet – es trotz seit Jahren allen Unkenrufen. Wie man so schön sagt: Totgesagte leben länger. Und als hätte er jahrelang daran gearbeitet, genau das zu beweisen, legte dann Peter Bogdanovich mit seiner Komödie „She's Funny that Way“ am Bootsteg des Lido an und entzündete ein Feuerwerk.

Es scheint so, als hätte Peter Bogdanovich einfach dreißig Jahre lang Gags gesammelt

Bogdanovich gehört tatsächlich in eine andere Zeit. In den Siebzigerjahren, zu Zeiten von „The Last Picture Show“, „Paper Moon“ und „Is was, Doc?“, war er einer der angesagtesten Regisseure in Hollywood. Dann hatte er geschätzte drei Jahrzehnte lang keinen Erfolg mehr, und in den vergangenen fünfzehn Jahren auch nur einen Film gemacht. Nun scheint es aber so, als hätte er während dieser ganzen Zeit einfach Gags gesammelt, um sie in das Drehbuch zu „She's Funny That Way“ zu stecken, das er mit seiner Exfrau Louise Stratten geschrieben hat. Herausgekommen ist eine Mischung aus Slapstick und Screwball mit einem Touch Woody Allen, die Bogdanovichs Klassiker „Is was, Doc?“ mit Barbra Streisand und Ryan O'Neal absolut ebenbürtig ist. Wer diesen Film nicht komisch findet, hat Depressionen.

Seine Heldin heißt Isabella Patterson, wird von der Engländerin Imogen Poots gespielt und spricht trotzdem mit einem New Yorker Akzent, der die Jungs in den frühen Filmen von Martin Scorsese elegant klingen lässt. Anfangs wohnt sie noch bei ihren Eltern in Brooklyn und arbeitet als Nutte. Eines Abends wird sie von ihrem Escort-Service zu dem Broadway-Regisseur Arnold (Owen Wilson) geschickt, der an einem merkwürdigen Helfersyndrom leidet: Er gibt ihr 30 000 Dollar, damit sie nach ihm nie wieder Kundschaft empfängt – und nimmt ihr das Versprechen ab, ihren Traumberuf zu ergreifen.

Dieser Traumberuf ist, leider, Schauspielerei. Und so sehen sie sich bald wieder, nämlich bei seinem nächsten Casting. Arnolds Frau, die ebenfalls Schauspielerin ist und die Hauptrolle spielt, ist von Isabella so begeistert, dass er sie besetzen muss. Was dann losgeht, ist ungefähr so wüst und witzig wie die Nummer mit den vier Koffern, die Streisand und O'Neal durchstehen mussten. Ein besessener Kunde verfolgt Isabella, der Autor des Stücks hat sich in sie verknallt, seine Lebensgefährtin (Jennifer Aniston) ist die Psychoanalytikerin von fast allen Beteiligten, der intrigante Hauptdarsteller (Rhys Ifans) ist auf die Frau des Regisseurs scharf, und weil genau diese Art von Wahnsinn unwiderstehlich ist, landen alle irgendwann im selben Restaurant. Bogdanovich ist 75 Jahre alt – und sollte dieser Film, der voller Verweise auf Ernst Lubitschs letzten Film „Cluny Brown auf Freiersfüßen“ (1946) steckt, auch sein letzter sein, so war es wenigstens ein spektakulärer Abgang.

„She's Funny that Way“ läuft außer Konkurrenz, weil reine Komödien, und mögen sie noch so vollkommen sein, im Allgemeinen vom Wettbewerb um Löwen und Palmen und Bären ausgeschlossen werden,



Kann man ein Star werden, wenn man mal Nutte war? Imogen Poots in „She's Funny That Way“.

FOTO: FESTIVAL

einfach nur, weil es schon immer so war. Es gibt aber noch einen zweiten wiederaufgestandenen Dinosaurier: Barry Levinson, der dem Kino ebenfalls vor einigen Jahren einfach abhanden kam. Levinson hatte mit „Rain Man“ seinen Karriere-Höhepunkt, dann ging es irgendwie bergab. Inzwischen ist es eine Weile her, dass er überhaupt fürs Kino gedreht hat – weswegen die Erwartungen an seinen neuen Coup dann doch recht hoch ausgefallen sind: Hauptrolle Al Pacino, Romanvorlage von Phillip Roth, „Die Demütigung“.

Pacino spielt den alternden Schauspieler Simon Axler. Er habe den Kontakt zu seiner Kunst verloren, raunt er ganz am Anfang einmal, am Rande eines Nervenzusammenbruchs, in seiner Garderobe. Da hofft man noch, es handele sich um beißende Selbstironie, dass Levinson seinen Film so anfängt. Aber das ganze Unternehmen wirkt dann ein bisschen unkonzentriert, wie ein nicht enden wollender, manchmal komischer Alptraum – was nicht durchgehend gut funktioniert.

Die gute Nachricht: Al Pacino, der am Vortrag schon den Wettbewerbbeitrag „Manglehorn“ von David Gordon Green zur One-Man-Show machte, hat gar nichts

verloren: nicht sein Charisma, nicht den Glanz in seinen braunen Augen, und auch nicht seine Kunst.

Seine Gegenspielerinnen aber sind alle in Rollen gefangen, die nur als Mischung aus dämlich, enervierend und niederträchtig spielbar sind. Simon Axler zieht sich in ein Sanatorium zurück, lernt danach eine sehr junge Lesbe kennen und verliebt sich in sie. Sie gibt sein ganzes Geld aus, während in seinem Garten abwechselnd die Ex-Liebhaberin der Freundin auftauchen und

Viggo Mortensen vor der grandiosen Landschaft des Atlas-Gebirges – das ist Camus

eine Mitinsassin aus dem Sanatorium, die sich in den Kopf gesetzt hat, er sei der Richtige, um ihren Kinder schändenden Gatten umzubringen, weil er im Film mal einen Killer gespielt hat. Diese Frauen kann man nicht mögen – obwohl Drehbuchautor Buck Henry den Roman ziemlich stark verändert hat.

Was ja durchaus legitim ist. Für „Loin des Hommes“ hat David Oelhoffen eine Kurzgeschichte von Albert Camus, „Der

Gast“, deutlich ausgebaut – und das funktioniert ganz wunderbar. Es geht um den Algerienkrieg, Viggo Mortensen spielt den Lehrer und ehemaligen Soldaten Daru, der den algerischen Farmerarbeiter Mohamed in die nächste Stadt bringen soll, und die ist weit weg. Der junge Mann wird dort wahrscheinlich hingerichtet werden, er soll einen Verwandten umgebracht haben.

Daru hat keine Lust, die Reise durch den unwirtlichen, wunderschönen Atlas ist gefährlich, und er will den Mann nicht dem sicheren Tod ausliefern. Aber während die beiden dann doch noch ihre Reise antreten – eine viel dramatischere als bei Camus – wird klar, dass es hier sowieso kein richtig und kein falsch gibt, überhaupt keine Lösung, mit der Daru und Mohamed leben könnten: Mohamed will durch die Hand der Franzosen sterben, um eine Familienfehde zu verhindern. Oelhoffen hat „Loin des Hommes“ als lange Folge grandioser Naturaufnahmen gedreht, Totalen dieser kargen Welt – eine Erzählung aus dem Outlaw Territory, fernab aller Gerichtsbarkeit. Das passt zu „Der Gast“, es kommt einem vor, als wäre die Erzählung immer schon ein Western gewesen. Eine richtig gute Geschichte ist eben unzerstörbar.

KLASSIK JAZZ LOUNGE.

Musik für den gehobenen Anspruch. Jetzt in Ihrem SATURN Theresienhöhe in München.



LISA BATIASHVILI
"BACH"
Violinkonzert BWV1042, Doppelkonzert BWV1060 mit Ehemann F.Leleux;
C.P.E Bach: Triosonate Wq143; E.Pahud, S.Klinger, Kammerorchester des BR.
"Barockmusik für die ganze Familie!"
Jetzt für 14,99 EUR.



JOYCE DIDONATO
"STELLA DI NAPOLI"
Mix aus den Perlen und weniger bekannten Arien des Belcanto; u.a. von Rossini, Puccini, Bellini, Mercadante, Donizetti...
"The Yankee-Diva at her best!"
Jetzt für 14,99 EUR.

Saturn Electro-Handelsgesellschaft mbH München
Theresienhöhe / Schwanthalerstraße 115 / 80339 München

